



Kein Optimismus.

Aber Hoffnung.

Predigt über Röm 5,1–5

Reminiszere (Gemeindezentrum)

Pfarrer Dr. Holger Pyka

Wir stehen am Bett im Überwachungszimmer des großen Krankenhauses.
Gestern, am siebten März, vor fünf Jahren.
Es riecht nach Desinfektionsmitteln, um das Bett herum piepen Geräte.
Gerade eben haben wir darüber gesprochen, was die Ärzte gesagt haben.
Sie haben doch etwas gefunden.
Wieder. Und viel davon. Mehr, als gedacht, mehr sogar als befürchtet.
Mehr als sie entfernen konnten.
Mehr, als er mittelfristig überleben wird.
Die Frau, die in anderthalb Monaten Witwe sein wird, schweigt.
Der Sohn, der solche Gespräche oft geführt hat, schweigt auch.
Nur der Mann im Bett blickt sich neugierig im Raum um.
Der Arzt hat nur bestätigt, was er ohnehin geahnt hat, gewusst vielleicht.
Sein Blick sucht die Krankenschwester, die ein paar Meter entfernt am Tisch sitzt
und in einer Illustrierten blättert.
Weil er auch als Krebspatient im Endstadium der bleibt, der er ist, findet er es fast
unausstehlich, mit ihr noch kein einziges Wort gesprochen zu haben. Er redet gern.
Gerade mit Fremden, die seine Geschichten noch nicht kennen.
„Hier, mein Sohn, der ist dann zuständig, wenn Ihr was falsch gemacht habt.“
Der Sohn verzieht das Gesicht. „Würdest du bitte damit aufhören, Papa? Ich habe
nicht sieben Jahre studiert, damit mich hier alle für den Bestatter halten.“
„Der ist Pfarrer“, erklärt er noch einmal in Richtung der Krankenschwester.
„Mhm“, macht sie und blättert weiter in ihrer Zeitung.
„Also evangelisch“, sagt er, und fragt dann: „Sind Sie auch evangelisch?“



Sie ahnt, dass der Patient nicht locker lassen wird. Betont langsam legt sie die Zeitschrift zusammen. Zum ersten Mal blickt sie auf.

„Ja“, sagt sie.

„Sehen Sie!“ sagt er. Dann fragt er: „Und was heißt das für Sie?“

„Och, Papa“, stöhnt der Sohn, aber die Krankenschwester überlegt einen Moment, dann sagt sie mit starkem schlesischen Akzent: „Ich habe Hoffnung. Haben Sie auch Hoffnung.“ Sie sagt das unaufgeregt, schlicht, überzeugt, als spräche sie über Haushaltstipps.

Sein Gesicht hellt sich auf. „Meinen Sie, dass die Chancen doch besser stehen, als der Arzt gesagt hat?“ fragt er.

Sie lächelt müde, schüttelt unmerklich den Kopf. Faltet die Illustrierte wieder auseinander. „Das meine ich nicht“, sagt sie, bevor sie weiterliest.

Bis zu diesem Punkt in meinem Leben hatte ich immer gedacht, Hoffnung ist dasselbe wie Optimismus. Hoffnung für mich hieß: Wird schon, irgendwie. Das sagt schon das kölsche Grundgesetz: Et hät noch immer joht jejange.

Bis zu diesem Punkt in meinem Leben hätte ich dem kölschen Grundgesetz spontan mehr getraut als Paulus. „Et hät noch immer joht jejange“ klingt griffiger, optimistischer, unkomplizierter als all das, was er da schreibt, diese Sätze, die ich zweimal lesen muss, um sie zu verstehen, und über die ich mich spontan sogar ärgern kann:

Wir dürfen auch auf das stolz sein, was wir gegenwärtig erleiden müssen. Denn wir wissen: Das Leid lehrt, standhaft zu bleiben. Die Standhaftigkeit lehrt, sich zu bewähren. Die Bewährung lehrt zu hoffen.

An diesem Tag vor fünf Jahren griff das kölsche Grundgesetz nicht mehr. Das kurze Gespräch mit dem Arzt, die paar Sätze, die haben gereicht, um allen naiven Optimismus in sich zusammenfallen zu lassen wie ein Kartenhaus. Weil klar war: Es wird nicht gutgehen. Bei so einer Diagnose gibt es nur eine Richtung, und der Weg ist schneller am Ende, als uns lieb ist.



Aber. Als mein Optimismus am Ende war, fing die Hoffnung an. Und wir haben das erlebt, was Paulus da schreibt.

Das Leid lehrt, standhaft zu bleiben. Die Standhaftigkeit lehrt, sich zu bewähren.

Wir waren standhaft in den folgenden Monaten. Wir sind da geblieben. Und wir haben uns bewährt, als Familie, als soziales Netzwerk, als Weggemeinschaft. Immer war jemand da. Zum Waschen und Kämmen, zum Massieren und Spritzen, zum Reden und Schweigen, zum Weinen und (Gott sei Dank!) auch zum Lachen. Die Gespräche am Pflegebett waren intensiver als jemals zuvor, die Nähe größer, die Zeit kostbarer. Wir haben uns bewährt als Familie, und wir waren zwischendurch und hinterher sogar stolz: Auf ihn, der alles mit großer Würde ertragen hat. Auf uns, die wir dabeigeblichen sind und all das getan haben, was wir konnten. Auf Freunde und Verwandte, die einfach nur da sind und schweigen, statt falsche Hoffnungen zu machen und gut gemeinte Durchhalteparolen von sich zu geben. Und immer wieder blitzte diese Hoffnung auf.

Sechs Wochen später verabschieden wir uns am Abend. Wir wissen beide, dass jede Verabschiedung jetzt die letzte sein kann. In den letzten Tagen hat sich ein kleines Ritual eingespielt, ein fester Wortwechsel, der uns Halt gibt und gleichzeitig Räume eröffnet, wenn sie nötig sein sollten.

„Ich bin dann mal weg.“

„Fahr vorsichtig.“

„Ja. Weißt du, dass ich dich lieb habe?“

„Ja. Weißt du, dass ich stolz auf dich bin?“

„Ja. Haben wir uns noch irgendwas zu sagen?“

„Nö. Oder?“

„No.“

„Dann Tschüss. Und vielleicht bis morgen.“

An diesem Abend drehe ich mich an der Tür um.

„Weißt du, es ist schon komisch... Jetzt habe ich das alles so lange studiert... und in ein paar Tagen weißt du mehr darüber als ich.“



Er grinst. „So hab ich das noch nicht gesehen.“

Das Leid lehrt, standhaft zu bleiben. Die Standhaftigkeit lehrt, sich zu bewähren. Die Bewährung lehrt zu hoffen.

Die nächsten Tage sind anstrengend. Pflege zuhause ist immer anstrengend, aber noch händelbar, solange der Patient sagen kann, was er will, was ihm gut tut und was nicht. Als das nicht mehr der Fall ist, bröckelt die Standhaftigkeit der letzten Wochen. Wer es schon einmal erlebt hat, kennt die Unsicherheit: Mache ich alles richtig?

In dieser Situation fällt mir Paulus ein. Der wirklich kein Optimist war, aber Hoffnung hatte. Der wusste: Wir Menschen machen nie alles richtig. Aber da, wo unsere Möglichkeiten am Ende sind, wirklich am Ende, da fängt Gott an. Mit einem Mal steht etwas Größeres im Raum. Ich mache bestimmt nicht alles richtig, aber ich tue, was ich kann. Und das Große, das im Raum steht, sagt mir leise: Das reicht. Ich übernehme ab hier.

„Hey, Papa“, sage ich, „ich weiß nicht, ob du mich hörst. Ich weiß nicht, wie viel du von dem mitbekommst, was ich mache. Ich weiß auch nicht, ob es dir angenehm ist. Falls nicht – tut mir leid. Ich weiß es nicht besser. Aber ich bin sicher: Morgen um diese Zeit wird für dich alles gut sein.“ Ich lege ihm die Hand auf die Stirn und sage die einzigen Worte, die mir noch zur Verfügung stehen: „Es segne dich Gott, der Vater, der dich zum Leben berufen und geheiligt hat. Es segne dich Gott, der Sohn, der dich durch sein Leiden und Sterben erlöst hat. Es segne dich Gott, der Heilige Geist, der dich zum Leben berufen und geheiligt hat...“

Ich bilde mir ein, dass er ein bisschen ruhiger atmet. Ich tue es auf jeden Fall.

Fünf Jahre ist das her. Fünf Jahre, in denen mir das Kölsche Grundgesetz wieder näher gekommen ist als Paulus. Et hät noch immer joht jejange. Irgendwie.

Aber im Moment merke ich, wie mein Optimismus wieder bröckelt. Aus anderen Gründen als damals.



Beim Sport erzählt mir ein Bekannter, der eine Shisha-Bar betreibt, dass er die Tür jetzt immer abschließt und die Leute nur einzeln reinlässt, weil er seit Hanau Angst hat...

Ich sehe Zugvögel zur Unzeit zurückkehren, sehe Knospen, wo noch keine sein sollen, höre die Warnungen vor einem noch heißeren Sommer...

Ich höre von Menschen, die in Griechenland auf andere Menschen schießen...

Ich lese von Leuten, die in Krankenhäusern Desinfektionsmittel und Schutzmasken klauen, und habe keine Angst vor dem Corona-Virus, sondern vor dem, was das bisschen Angst aus uns macht, vor der immerzu sprungbereiten Gewalt...

Und ich weiß nicht, ob wir das alles in den Griff kriegen.

Ich weiß auch nicht, was gerade das Richtige ist, was wir tun können, was ich tun kann.

Aber mir fällt Paulus wieder ein. Dass wir eh nie alles richtig machen. Es reicht, wenn wir das tun, was wir können. Mehr geht eh nicht, nicht von uns aus.

Und mir fällt die Krankenschwester im Überwachungszimmer ein.

Dass sie evangelisch ist.

Und was das für sie bedeutet:

„Ich habe Hoffnung.

Haben Sie auch Hoffnung.“

Amen.